



*Annick
Cojean*

Niemand
hört mein
Schreien

a

aufbau

*Gefangen
im Palast
Gaddafis*



*Annick
Cojean*

Niemand
hört mein
Schreien

a

aufbau

*Gefangen
im Palast
Gaddafis*

Über Annick Cojean

Annick Cojean arbeitet als Korrespondentin für die französische Tageszeitung *Le Monde* und ist eine der bekanntesten Journalistinnen Frankreichs. Sie hat bereits mehrere Bücher veröffentlicht und wurde u.a. mit dem Prix Albert Londres ausgezeichnet.

Informationen zum Buch

»Gaddafi hat mein Leben zerstört. Niemand wird jemals erfahren, was ich erlebt habe. Niemand wird sich davon auch nur eine Vorstellung machen können. Niemand.«

Muammar al-Gaddafi propagierte einen aufgeklärten Islamismus und die Gleichberechtigung der Frau, offiziell existierte unter Gaddafi keine Gewalt gegen Frauen – dabei, so wird nun bekannt, hielt der Diktator über Jahrzehnte unzählige Mädchen und Frauen im Keller seines Palastes gefangen, misshandelte und missbrauchte sie. Die Journalistin Annick Cojean stößt auf dieses größte Tabu in der libyschen Gesellschaft nach Gaddafis Tod: In Tripolis trifft sie die junge Soraya, die den Mut hat, das Schweigen zu brechen. Sie erzählt der Journalistin ihre Lebensgeschichte. Als Fünfzehnjährige von Gaddafi ausgewählt und von seinen Schergen entführt, wurde sie jahrelang von dem Tyrannen gedemütigt und vergewaltigt. Doch auch Gaddafis Tod bedeutet für Soraya und ihre Leidensgenossinnen nicht das Ende ihrer Qualen – sie müssen weiterhin um ihr Leben fürchten, denn ihre Familien betrachten sie als entehrt. Und auch die libysche Gesellschaft verschließt noch immer die Augen vor dem wahren Ausmaß von Gaddafis Verbrechen und ist nicht

bereit, die jungen Frauen als seine Opfer anzuerkennen und ihnen Rückhalt zu bieten.

Annick Cojean ist die erschütternde und zugleich hochpolitische Schilderung eines von Gewalt und emotionaler Zerstörung geprägten Lebens gelungen. Sie wurde für diese mutige journalistische Recherche mit dem Grand Prix de la Presse Internationale 2012 ausgezeichnet.

ABONNIEREN SIE DEN NEWSLETTER DER AUFBAU VERLAGE

Einmal im Monat informieren wir Sie über

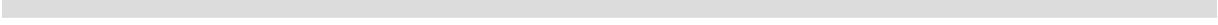
- die besten Neuerscheinungen aus unserem vielfältigen Programm
- Lesungen und Veranstaltungen rund um unsere Bücher
- Neuigkeiten über unsere Autoren
- Videos, Lese- und Hörproben
- attraktive Gewinnspiele, Aktionen und vieles mehr

Folgen Sie uns auf Facebook, um stets aktuelle Informationen über uns und unsere Autoren zu erhalten:

<https://www.facebook.com/aufbau.verlag>

**Registrieren Sie sich jetzt unter:
<http://www.aufbau-verlag.de/newsletter>**

Unter allen Neu-Anmeldungen verlosen wir jeden Monat ein Novitäten-Buchpaket!



Annick Cojean

Niemand hört mein Schreien

Gefangen im Palast Gaddafis

*Aus dem Französischen
von Waltraud Schwarze
und Claudia Puls*

 aufbau digital

Für meine Mutter, für sie immer

*Für Marie-Gabrielle, Anne, Pipole,
die Unentbehrlichen*

Für S.

Inhaltsübersicht

**Über Annick Cojean
Informationen zum Buch
Newsletter**

Prolog

Erster Teil. Sorayas Bericht

- 1 Kindheit**
- 2 Gefangen**
- 3 Bab al-Aziziya**
- 4 Ramadan**
- 5 Harem**
- 6 Afrika**
- 7 Hicham**
- 8 Flucht**
- 9 Paris**
- 10 Im Räderwerk**
- 11 Befreiung**

Zweiter Teil. Die Recherche

- 1 Auf Sorayas Spuren**
- 2 Libya, Hadija, Laila ... und viele andere**
- 3 Die Amazonen**

4 Beutejäger

5 Herr des Universums

6 Mansur Dao

7 Komplizen und Treiber

8 Mabruka

9 Kriegswaffe

Epilog

Kurze Chronologie

Danksagung

Impressum

»Wir in der Jamahiriya und der großen Revolution versichern den Frauen unsere Achtung und halten ihr Banner hoch. Wir haben beschlossen, die Frauen in Libyen vollkommen zu befreien, sie einer Welt der Unterdrückung und Unterwerfung zu entreißen, damit sie ihr Schicksal selbst bestimmen können in einem demokratischen Umfeld, in dem sie die gleichen Möglichkeiten haben werden wie alle anderen Mitglieder der Gesellschaft (...).

Wir rufen zu einer Revolution für die Befreiung der Frauen des arabischen Volkes auf, und das ist eine Bombe, die die gesamte arabische Welt erschüttern und die Gefangenen in den Palästen und die auf Märkten Gehandelten ermutigen wird, sich gegen ihre Kerkermeister, ihre Ausbeuter und Unterdrücker zu erheben. Unser Appell wird mit Sicherheit ein nachhaltiges Echo finden und Auswirkungen in der gesamten arabischen Nation wie in der Welt haben. Heute ist kein gewöhnlicher Tag, sondern der Anfang vom Ende des Zeitalters des Harems und der Sklaven (...).«

Muammar al-Gaddafi am 1. September 1981, dem Jahrestag der Revolution, als er der Welt die ersten

Absolventinnen seiner Militäarakademie der Frauen vorstellte.

Prolog

Ganz am Anfang war Soraya.

Soraya mit ihren nachtüberschatteten Augen, ihren vollen Lippen und ihrem schallenden, klangvollen Lachen. Soraya, die blitzartig vom Lachen zum Weinen wechselt, von Ausgelassenheit zu Schwermut, von anrührender Zartheit zur brutalen Härte der Geschundenen. Soraya mit ihrem Geheimnis, ihrem Schmerz, ihrer Rebellion. Soraya und ihre unfassbare Geschichte eines fröhlichen kleinen Mädchens, das einem Ungeheuer zum Fraß vorgeworfen wird.

Sie war es, die dieses Buch ausgelöst hat.

Ich traf sie an einem jener Tage des Freudentaumels und des Chaos im Oktober 2011, die auf die Gefangennahme und den Tod des Diktators Muammar al-Gaddafi folgten. Ich war für die Zeitung *Le Monde* in Tripolis und recherchierte über die Rolle der Frauen in der Revolution. Die Zeiten waren unruhig, und das Thema interessierte mich brennend.

Ich war keine Spezialistin für Libyen. Ich war sogar zum ersten Mal in das Land gereist, fasziniert vom unerhörten Mut, den die Kämpfer bewiesen hatten, um den seit zweiundvierzig Jahren herrschenden Tyrannen zu stürzen,

aber zugleich auch verwundert darüber, dass in all den Filmen, auf den Fotos und in den Reportagen dieser letzten Monate nirgendwo Frauen zu sehen waren. Die anderen Aufstände des Arabischen Frühlings und der Sturm der Hoffnung, der über diese Region der Welt gefegt war, hatten die Tatkraft der Tunesierinnen offenbart, die im öffentlichen Diskurs nicht zu übersehen waren, ebenso die Entschlossenheit der Ägypterinnen, die jedes Risiko eingegangen waren, um auf dem Tahrir-Platz in Kairo zu demonstrieren. Aber wo waren die Libyerinnen? Was hatten sie während der Revolution gemacht? Hatten sie sie erhofft, ausgelöst, unterstützt? Warum versteckten sie sich? Oder, was wahrscheinlicher war, warum wurden sie versteckt, in diesem so verkannten Land, dessen Bild ausschließlich von seinem exzentrischen Diktator beherrscht wurde, der seine Frauengarde – die berühmten Amazonen – zum Banner seiner eigenen Revolution gemacht hatte?

Einige männliche Kollegen, die die Rebellion von Bengasi bis Sirte vor Ort miterlebt hatten, gaben zu, hin und wieder nur einem in schwarze Schleier gehüllten Schatten begegnet zu sein, denn den Zugang zu ihren Müttern, Frauen oder Schwestern hatten die libyschen Kämpfer ihnen systematisch verwehrt. »Vielleicht hast du mehr Glück!«, sagten sie mit leicht spöttischem Unterton, überzeugt, dass die Geschichte in diesem Land ja ohnehin

nie von Frauen geschrieben wird. Im ersten Punkt irrten sie sich nicht. Frau und Journalistin zu sein bietet in sehr abgeschotteten Ländern den wunderbaren Vorteil, dass man Zugang zur gesamten Gesellschaft hat, nicht nur zu ihrem männlichen Teil. So brauchte ich nur wenige Tage und viele Begegnungen, um zu begreifen, dass die Rolle der Frauen in der libyschen Revolution nicht nur bedeutend gewesen war, sondern entscheidend. Die Frauen, so sagte mir ein Rebellenführer, waren »die Geheimwaffe der Rebellion« gewesen. Sie hatten den Kämpfern Mut zugesprochen, sie ernährt, versteckt, transportiert, gepflegt, ausgerüstet und ihnen Informationen zukommen lassen. Sie hatten Geld für Waffenkäufe aufgetrieben, Gaddafi-Militärs zum Nutzen der NATO ausspioniert, tonnenweise Medikamente entwendet, darunter auch aus dem von Muammar Gaddafis Adoptivtochter geleiteten Krankenhaus (jener Tochter, die er nach der Bombardierung seiner Residenz durch die Amerikaner im Jahr 1986 – fälschlicherweise – hatte für tot erklären lassen). Sie waren ungeheure Risiken eingegangen: die Gefahr, verhaftet, gefoltert, vergewaltigt zu werden. Denn die Vergewaltigung – sie gilt in Libyen als das schlimmste aller Verbrechen – war gängige Praxis und zur Kriegswaffe erklärt worden. Sie hatten sich dieser Revolution mit Leib und Seele verschrieben. Fanatisch, verblüffend, heroisch. »Allerdings hatten die Frauen«,

sagte mir eine von ihnen, »auch eine persönliche Rechnung mit dem Oberst zu begleichen.«

Eine persönliche Rechnung ... Ich verstand die Bedeutung dieses Satzes nicht gleich. Hatte nicht das libysche Volk in seiner Gesamtheit nach den vier Jahrzehnten Diktatur eine gemeinsame Rechnung mit dem Despoten offen? Aufhebung der individuellen Rechte und Freiheiten, blutige Unterdrückung der Oppositionellen, Verfall des Gesundheitswesens und der Bildungseinrichtungen, katastrophaler Zustand der Infrastruktur, Verarmung der Bevölkerung, Zusammenbruch des kulturellen Lebens, Unterschlagung der Einnahmen aus der Ölförderung, Isolierung des Landes auf internationaler Ebene ... Warum diese »persönliche Rechnung« der Frauen? Hatte der Autor des *Grünen Buches* nicht unentwegt die Gleichheit von Mann und Frau proklamiert? Hatte er sich nicht systematisch als ihr konsequenter Verteidiger präsentiert? Das gesetzlich erlaubte Heiratsalter auf zwanzig Jahre erhöht, Polygamie und Missbräuche der patriarchalischen Gesellschaft verurteilt, einer geschiedenen Frau weit mehr Rechte zuerkannt als in vielen anderen muslimischen Ländern üblich, für interessierte Bewerberinnen aus der ganzen Welt eine Militäarakademie für Frauen gegründet? »Nichts als Geschwätz, Heuchelei, Mummenschanz«, sagte mir eine

namhafte Juristin später. »Wir alle waren potentiell seine Beute.«

Zu dieser Zeit begegnete ich Soraya. Unsere Wege kreuzten sich am Morgen des 29. Oktober. Ich war im Begriff, meine Recherche abzuschließen, wollte Tripolis tags darauf verlassen und via Tunesien nach Paris zurückfliegen. Ich tat es mit Bedauern. Sicher, meine erste Frage über die Beteiligung der Frauen an der Revolution war beantwortet, ich kehrte mit einer Fülle von Geschichten und ausführlichen Berichten zurück, die ein anschauliches Bild ihres Kampfes ergeben würden. Aber so viele Rätsel waren ungelöst geblieben! Die massenweise von Gaddafis Söldnern und hohen Militärs begangenen Vergewaltigungen waren ein unüberwindliches Tabu, über das Behörden, Familien und Frauenverbände feindselig schwiegen. Selbst der Internationale Strafgerichtshof stieß bei einer von ihm eingeleiteten Ermittlung auf die allergrößten Schwierigkeiten, mit Opfern zusammenzutreffen. Und was das in der Zeit vor der Revolution von den Frauen erfahrene Leid anging, davon sprach man, unter zahlreichen Seufzern und ausweichenden Blicken, nur in Form von Gerüchten. »Was bringt es, sich an so demütigende Praktiken und so unverzeihliche Verbrechen immer und immer wieder zu erinnern?«, sollte ich oft zu hören kriegen. Nie eine

Aussage in der ersten Person. Nicht ein einziger Opferbericht, der den Führer in Frage stellte.

Und dann kam Soraya. Sie trug ein schwarzes Tuch, das eine zu einem Knoten geschlungene Masse dicker Haare umhüllte, eine große Sonnenbrille, eine locker ihre Gestalt umfließende weite Hose. Ihre vollen Lippen verliehen ihr eine gewisse Ähnlichkeit mit Angelina Jolie, und wenn sie lächelte, blitzte plötzlich ein Funken Kindheit in ihren Augen auf und erhellte ihr schon vom Leben gezeichnetes schönes Gesicht. »Wie alt schätzen Sie mich?«, fragte sie und nahm ihre Brille ab. Angstvoll wartete sie auf die Antwort, dann aber kam sie mir zuvor: »Ich fühle mich wie vierzig!« Was ihr sehr alt erschien. Sie war zweiundzwanzig.

Es war ein strahlend heller Tag im aufgewühlten Tripolis. Muammar Gaddafi war seit über einer Woche tot. Der Nationale Übergangsrat hatte offiziell die Befreiung des Landes verkündet. Und auf dem Grünen Platz, der nun wieder seinen ursprünglichen Namen Platz der Märtyrer trug, hatte sich am Abend zuvor erneut eine euphorische Menschenmenge versammelt, die in einem Konzert von Revolutionsgesängen und Salven aus Kalaschnikows immer wieder »Allah!« und »Libyen!« skandierte. Jedes Stadtviertel hatte ein Dromedar gekauft und vor einer Moschee geschlachtet, um es mit Flüchtlingen aus den vom

Krieg verwüsteten Städten zu teilen. Man fühlte sich »eins« und miteinander »solidarisch« und »glücklich wie seit Menschengedenken nicht«. Auch sehr erschöpft, natürlich. Unfähig, am nächsten Tag zur Arbeit und zu einem normalen Lebensrhythmus zurückzukehren. Libyen ohne Gaddafi ... unvorstellbar.

Buntgeschmückte Autos mit wehenden Fahnen fuhren noch immer kreuz und quer durch die Stadt, über und über beladen mit Rebellen: auf der Motorhaube sitzend, dem Dach, in den Wagentüren stehend. Sie hupten, reckten jeder seine Waffe hoch wie eine treue Gefährtin, die man mitnimmt zum Fest, die es verdient, geehrt zu werden. »Allah Akbar!«, brüllten sie, hielten sich umschlungen, machten das V-Zeichen des Sieges, ein rot-schwarz-grünes Tuch in Piratenmanier um den Kopf gewunden oder als Binde um den Arm, und was machte es schon, dass nicht alle von ihnen von der ersten Stunde an oder mit dem gleichen Mut gekämpft hatten. Seit dem Fall von Sirte, der letzten Bastion des Führers, und seiner atemberaubend schnellen Hinrichtung erklärte jeder sich zum Rebellen.

Soraya beobachtete sie von weitem, und in ihrem Blick lag Trauer.

War es diese Atmosphäre lärmender Fröhlichkeit, die ihr Unbehagen, das sie seit dem Tod des Führers empfand, noch bitterer machte? War es die Glorifizierung der »Märtyrer« und der »Helden« der Revolution, die sie selbst

auf ihren traurigen Status des geheimen, unerwünschten, schmachvollen Opfers verwies? Wurde ihr die Katastrophe ihres Lebens mit einem Mal in ihrem vollen Ausmaß bewusst? Sie hatte keine Worte dafür, sie konnte es nicht erklären. Sie spürte nur den brennenden Schmerz des Gefühls absoluter Ungerechtigkeit. Die Verzweiflung darüber, dass sie ihr Leid nicht ausdrücken, ihre Empörung nicht herausschreien konnte. Die panische Angst, dass ihr Unglück in Libyen unhörbar und folglich unerzählbar bleiben würde. Das durfte nicht sein. Das war unmoralisch.

Sie biss in ihren Schal und zog ihn nervös vor die untere Hälfte ihres Gesichts. Tränen schossen ihr in die Augen, die sie rasch wegwischte. »Muammar Gaddafi hat mein Leben zerstört.« Sie musste sprechen. Erinnerungen, zu schwer, um sie ertragen zu können, lasteten auf ihrem Gedächtnis. »Die Beschmutzung«, sagte sie, bereite ihr immer wieder Alpträume. »Was sollte ich auch erzählen, niemand wird jemals erfahren, woher ich komme, noch was ich erlebt habe. Niemand wird sich davon auch nur eine Vorstellung machen können. Niemand.« Sie schüttelte verzweifelt den Kopf. »Als ich Gaddafis Leichnam in der Öffentlichkeit ausgestellt sah, empfand ich eine kurze Freude. Dann aber spürte ich im Mund einen scheußlichen Geschmack. Ich hätte gewollt, dass er lebt. Dass er festgenommen und vor ein internationales Gericht gestellt worden wäre. Ich wollte Rechenschaft von ihm fordern.«

Denn Soraya war Opfer. Eines jener Opfer, von denen die libysche Gesellschaft nichts hören will. Jener Opfer, deren Schmach und Demütigung auf der ganzen Familie und darüber hinaus auf der gesamten Nation lastet. Jener so unliebsamen, störenden Opfer, die man einfacherweise gern zu Schuldigen erklären würde. Schuldig, Opfer geworden zu sein ... Das aber lehnte Soraya von der Höhe ihrer zweiundzwanzig Jahre mit aller Entschiedenheit ab. Sie träumte von Gerechtigkeit. Sie wollte als Zeugin aussagen. Was man ihr angetan hatte, ihr und all den anderen, erschien ihr weder harmlos noch verzeihlich. Ihre Geschichte? Sie wird sie selbst erzählen: die Geschichte einer gerade erst Fünfzehnjährigen, die Muammar Gaddafi bei einem Besuch ihrer Schule entdeckt und die schon tags darauf entführt wird, um mit einigen anderen die Sexsklavin des Diktators zu werden. Für mehrere Jahre in der befestigten Residenz von Bab al-Aziziya eingeschlossen, war sie dort geschlagen, vergewaltigt, allen Perversionen eines sexbesessenen Despoten ausgeliefert gewesen. Er hatte ihr ihre Jungfräulichkeit und ihre Jugend geraubt und ihr damit jede Möglichkeit auf eine achtbare Zukunft in der libyschen Gesellschaft genommen. Sie sollte es bald schmerzhaft erfahren. Nachdem ihre Familie sie anfänglich beweint und beklagt hatte, betrachtet sie sie heute als Schlampe. Als unrettbar verloren. Sie rauchte. Passte in

keinen Rahmen mehr. Wusste nicht, wohin sie gehen sollte. Ich war entsetzt.

Erschüttert von Sorayas Schicksal bin ich nach Frankreich zurückgekehrt. Und auf einer Seite von *Le Monde* habe ich ihre Geschichte erzählt, ohne ihr Gesicht zu zeigen oder ihre Identität zu enthüllen. Viel zu gefährlich. Man hatte ihr ohnehin schon genug Leid angetan. Aber der Beitrag wurde übernommen und in der ganzen Welt übersetzt. Zum ersten Mal gelangte der Zeugenbericht einer der jungen Frauen aus Bab al-Aziziya, diesem geheimnisumgebenen Ort, an die Öffentlichkeit. Auf gaddafistischen Websites wurde ihm heftig widersprochen, voller Empörung darüber, dass er das Bild ihres Helden beschmutzte, von dem es doch hieß, dass er so viel getan hatte, um die Frauen zu »befreien«. Andere Stimmen, die sich gleichwohl keine Illusionen über die Sitten des Führers machten, fanden den Bericht so ungeheuerlich, dass sie ihn kaum glauben wollten. Die internationalen Medien versuchten Soraya ausfindig zu machen. Vergeblich.

Ich zweifelte keinen Augenblick an dem, was sie mir erzählt hatte. Denn bald kamen mir ganz ähnliche Geschichten zu Ohren, die mir bewiesen, dass es noch viele andere Sorayas gab. So erfuhr ich, dass Hunderte junger Frauen für eine Stunde, eine Nacht, eine Woche, ein Jahr oder länger entführt und, gewaltsam oder durch

Erpressung, gezwungen worden waren, sich den sexuellen Phantasien und Begierden Gaddafis zu unterwerfen. Dass er über ein Netzwerk von Diplomaten, Militärs, Leibwächtern, Verwaltungsangestellten und Mitarbeitern seiner Protokollabteilung verfügte, deren wesentliche Aufgabe darin bestand, ihrem Herrn junge Frauen – oder auch junge Männer – für seinen täglichen Bedarf zuzuführen. Dass Familienväter und Ehemänner ihre Töchter und Frauen zu Hause einschlossen, um sie dem Blick und der Begehrlichkeit des Führers zu entziehen. Ich entdeckte, dass der in einer Familie armer Beduinen geborene Diktator mit dem Sex regierte, besessen von der Vorstellung, eines Tages auch die Frauen oder Töchter der Reichen und Mächtigen, seiner Minister und Generäle, die von Staatschefs und Souveränen zu beschlafen. Den Preis dafür wollte er bezahlen. Jedweden Preis. Da kannte er keine Grenze.

Aber darüber zu reden ist das neue Libyen nicht bereit. Tabu! Dabei zögert man keineswegs, Gaddafi zu belasten und zu fordern, dass die zweiundvierzig Jahre seiner absoluten Macht mit all ihren Schändlichkeiten ans Licht kommen. Man spricht von den Misshandlungen der politischen Gefangenen, den Ausschreitungen gegen Oppositionelle, der Folterung und Ermordung von Rebellen. Man wird nicht müde, seine Tyrannei und seine Korruption anzuklagen, seine Doppelzüngigkeit und seinen

Wahnsinn, seine Manipulationen und seine Perversität. Und man fordert Entschädigung für alle seine Opfer. Aber von den Hunderten junger Mädchen, die er sich unterworfen und die er vergewaltigt hat, will man nichts hören. Sie sollten sich verkriechen oder, unter einem Schleier verborgen, ihren Schmerz zu einem Bündel geschnürt, ins Ausland gehen. Das Einfachste wäre, sie würden sterben. Manch einer der Männer in ihren Familien wäre schon bereit, das zu übernehmen.

Ich bin nach Libyen zurückgekehrt, um Soraya wiederzusehen. Ich habe noch weitere Schicksale zusammengetragen und versucht, das Netzwerk der dem Diktator hörigen Mittäter freizulegen. Eine Recherche unter Hochdruck. Noch haben Opfer und Zeugen Angst, das Thema überhaupt anzusprechen. Manche haben Drohungen erhalten, es gab Einschüchterungsversuche. »In Ihrem eigenen Interesse und dem Libyens, lassen Sie diese Untersuchung sein!«, so haben mir viele Gesprächspartner geraten und sehr plötzlich aufgelegt. Und aus seinem Gefängnis in Misrata, wo er heute seine Tage mit Koranlektüre verbringt, schreit mir ein junger Bärtiger – der an dem Mädchenhandel beteiligt war – wütend entgegen: »Gaddafi ist tot! Tot! Warum wollt ihr seine skandalösen Geheimnisse noch ausgraben?« Der Minister für Verteidigung, Ussama al-Juili, ist auch nicht

weit von dieser Auffassung entfernt: »Es ist eine Schande und eine nationale Demütigung. Wenn ich an die Schmach denke, die so vielen jungen Leuten, darunter auch Soldaten, angetan wurde, empfinde ich einen derartigen Ekel! Ich versichere Ihnen, am besten schweigt man darüber. Die Libyer fühlen sich kollektiv beschmutzt und wollen einen Schlussstrich unter dieses Kapitel ziehen.«

Ach ja? Es gibt also Verbrechen, die man anprangern, und andere, die man wie schmutzige kleine Geheimnisse unter den Teppich kehren sollte? Es gibt schöne und edle Opfer und andere, die schändlich sind? Solche, die man ehren, mit Gratifikationen versehen, entschädigen muss, und solche, unter deren Geschichte man schnellstens »einen Schlussstrich ziehen« sollte? Nein. Das ist inakzeptabel. Sorayas Geschichte ist kein anekdotisches Detail. Verbrechen gegenüber Frauen – leider begegnet man ihnen weltweit mit ziemlicher Großzügigkeit, ja Nachsicht – sind kein lässliches Thema. Sorayas Bericht ist mutig und sollte wie ein Dokument gelesen werden. Ich habe ihn unter ihrem Diktat geschrieben. Sie kann gut erzählen, und sie hat ein ausgezeichnetes Gedächtnis. Und die Vorstellung, dass das, was sie erleben musste, in einer Verschwörung des Schweigens untergehen sollte, ist ihr unerträglich. Es wird vermutlich keinen Strafgerichtshof geben, der ihr eines Tages Gerechtigkeit widerfahren lässt. Vielleicht wird selbst Libyen niemals bereit sein, das Leid

von Muammar Gaddafis »geraubten Mädchen« anzuerkennen. Aber wenigstens wird es ihr Zeugnis geben, um zu beweisen, dass, während Gaddafi in weltherrlicher Pose vor der UNO paradierte, während die anderen Nationen ihm den roten Teppich ausrollten und ihn mit Fanfarenklängen empfingen, während seine Amazonen mit Neugier, Faszination oder auch Heiterkeit beäugt wurden, derselbe Muammar Gaddafi in seiner weitläufigen Residenz von Bab al-Aziziya - vielmehr in deren feuchten Kellern - junge Mädchen gefangen hielt, die, als sie dort ankamen, noch Kinder waren.

Erster Teil

Sorayas Bericht

1

Kindheit

Ich bin in Marag geboren, einer Ortschaft in der Region des Djabal Akhdar, des Grünen Berges, nicht weit von der ägyptischen Grenze. Am 17. Februar 1989. Ja, genau am 17. Februar! Welcher Libyer kennt heute nicht dieses Datum: An diesem Tag im Jahr 2011 begann die Revolution, die Gaddafi gestürzt hat. Ein Tag also, dazu bestimmt, unser Nationalfeiertag zu werden, und dieser Gedanke gefällt mir.

Drei Brüder waren vor mir geboren, zwei weitere und eine kleine Schwester sollten nach mir kommen. Aber ich war das erste Mädchen, und mein Vater war verrückt vor Freude. Er wollte eine Tochter. Er wollte eine Soraya. Schon lange vor seiner Heirat stellte er sich diesen Namen vor. Und er hat mir oft erzählt, wie gerührt er in dem Augenblick war, als er mich zum ersten Mal sah. »Du warst hübsch! So hübsch!«, sagte er immer wieder. Und so glücklich war er, dass er die Feier, die traditionell am siebten Tag nach der Geburt stattfindet, groß wie ein Hochzeitsfest aufzog. Das Haus war voller Gäste, von Musik erfüllt, es gab ein riesiges Buffet ... Er wollte alles für seine Tochter, die gleichen Chancen, die gleichen Rechte wie meine Brüder. Selbst heute noch sagt er, er habe davon geträumt, dass ich Ärztin werde. Und er hat

mich auch gedrängt, mich an einem naturwissenschaftlich ausgerichteten Gymnasium anzumelden. Wenn mein Leben einen normalen Verlauf genommen hätte, hätte ich in der Tat vielleicht Medizin studiert. Wer weiß? Aber man erzähle mir nichts von Gleichberechtigung gegenüber meinen Brüdern. Das nun wieder auch nicht! Keine Frau in Libyen kann an dieses Märchen glauben. Man braucht sich bloß anzusehen, wie meine immerhin sehr moderne Mutter am Ende auf die meisten ihrer Träume hat verzichten müssen.

Und sie hatte sehr große Träume. Alle sind sie zerbrochen. Sie wurde in Marokko geboren, bei ihrer Großmutter, die sie über alles liebte. Aber ihre Eltern waren Tunesier. So wuchs sie mit vielen Freiheiten auf und durfte als junges Mädchen sogar für ein Praktikum in einem Frisiersalon nach Paris gehen. Ein Traum, nicht wahr? Dort hat sie auch Papa kennengelernt, bei einem großen Diner an einem Abend des Ramadan. Er war damals Angestellter der libyschen Botschaft, und auch er liebte Paris. Wie leicht, wie fröhlich war hier die Atmosphäre im Vergleich zum bedrückenden Klima in Libyen. Er hätte Sprachkurse bei der Alliance française belegen können, wie man ihm anbot, aber er war viel zu sorglos und ging lieber aus, bummelte durch die Stadt, kostete jede Minute Freiheit aus, sog sie in vollen Zügen ein. Heute bedauert er, nicht Französisch sprechen zu können. Das hätte unser Leben ganz gewiss verändert. Auf jeden Fall aber hat er